

Rainer Landvogt

## Was heißt Bei-sich-Denken?

„... And I think to myself / What a wonderful world.“ Wer diesen Song von 1967 und die mit ihm verwachsene Stimme Louis Armstrongs als popkulturelle Selbstverständlichkeit in sich trägt, dem mag erst in einem jener raren Momente, in denen Urvertrautes noch einmal Neugier weckt, auffallen, daß hier vom Bei-sich-Denken (oder auch: Für-sich-Denken) gesungen wird. „Und ich denke bei mir [oder auch: denke für mich]: / Was für eine wunderbare Welt.“ Sieht man einmal von den metrischen Anforderungen (an Silbenzahl, Taktbetonung) ab, verwundert es doch, daß hier nicht einfach „ich denke“ oder „ich denke mir“ (also „I think“) oder „ich sage mir“ (also „I say to myself“) steht. Warum überhaupt wird zum Verb *denken* ausdrücklich *bei mir* oder *für mich* hinzugesetzt? Hat der gegenwärtige deutsche Sprachgebrauch wegen einer Redundanz dieser Zusätze ganz zu Recht von ihnen Abstand, ja Abschied genommen?

Daß die Geistestätigkeit des Denkens selbstverständlich als still aufgefaßt wird, als „schweigendes reden“ (so das Grimmsche *Deutsche Wörterbuch*), von dem zunächst nichts aus dem denkenden Subjekt nach außen dringt, erweist sich an der Existenz eines Ausdrucks wie *laut denken*. Mit ihm kündigt man an, daß man etwas sagen will, das ausnahmsweise aus dieser Verborgtheit des Denkens heraustritt: ‚Lassen Sie mich einmal laut denken ...‘ Ausnahmsweise sollen die Gedanken vor ihrer Verfertigung dem Hörer mitgeteilt werden. Deswegen will der Sprecher vor dieser Mitteilung – manchmal auch im Nachtrag zu ihr – beim Hörer eine besondere Lizenz für seine Äußerung erreichen: daß diese nicht an den je üblichen Maßstäben (Ausgereiftheit, Angemessenheit, Schicklichkeit ...) gemessen werden solle.

Das ‚laute Denken‘ markiert das eine Ende einer Skala sprachlicher Bedeutungen, an deren anderem man *bei* oder *für sich* denkt, während in ihrer Mitte das ganz normale Denken zu verorten ist, das ohne qualifizierenden Zusatz auskommt. Was man bei/für sich denkt, wird nicht nur einfach ‚schweigend geredet‘, es bleibt vielmehr ganz nach-

drücklich verborgen in der Zwiesprache des Subjekts mit sich selbst. Die durch das Reflexivum entstehende Selbstbeziehung ‚ich – mir‘ (bzw. ‚ich – mich‘) läßt vorderhand keinen Dritten zu.

Ein bloßes *sich* allerdings reicht für eine solche Abdichtung gegen außen nicht aus, wie die Betrachtung von *sich denken zeigt* – das es nur mit Objekt (sich *etwas* denken) oder angeschlossenem daß- oder anderem Inhaltssatz gibt. ‚Den Rest kannst du dir ja denken‘, ‚Ich habe mir schon gedacht, daß ...‘, ‚Denken Sie sich nur: ...‘, ‚Ich denke mir, es ist am besten, wenn ...‘ – den Anwendungen von *sich ... denken* fehlt die betonte Abdichtung gegen das Außen eigentlich völlig. Hingegen ist gerade diese Abdichtung emphatisch mit ausgedrückt in den Anwendungen von *beifür sich ... denken* (die ebenfalls den Anschluß an Inhalt haben müssen): ‚Ich dachte bei mir, daß ...‘, ‚Was sie für sich denken, ist ganz etwas anderes‘, ‚Bei sich dachte sie: ...‘, ‚Die Antwort dachte ich für mich‘. Daß das bei/für sich Gedachte nicht preisgegeben wird, ist eines der wesentlichen Momente des Bei-sich-Denkens.

Auch wenn man sich etwas *sagt* (oder zu sich etwas *sagt*), ist man in intimer Zwiesprache mit sich selbst – doch läuft dieser innere Dialog dann darauf hinaus, daß man Vergangenes aufarbeiten will, sich eine Verhaltensleitlinie geben möchte o. ä. Der sich selbst etwas sagt, stellt in dem still Gesagten sich selbst in den Mittelpunkt.

Der bei sich denkt, kann als Erzähler oder literarische Figur einen Leser haben, dem er das bei sich Gedachte offenbart. Wenn etwa in einem fiktionalen oder autobiographischen Text gesagt wird, jemand denke etwas bei oder für sich, so wird damit fast immer angezeigt, daß das so Gedachte Resümee oder Erkenntnis ist. In jedem Fall angezeigt wird damit, daß der Gedanke innerhalb der Erzählung anderen zunächst *nicht* mitgeteilt wurde; man behält ihn für sich.

Daß man etwas für sich behält, scheint weitgehend dasselbe wie, daß man etwas bei sich oder für sich denkt. Bei genauerer Hinsicht aber ist das eine vom anderen fundamental verschieden. Ist doch der Gedanke, den man für sich behält, ein Wissen – woher es auch gekommen sein mag –, das man dennoch – absichtsvoll – mit bestimmten Personen teilen kann: etwa als das unter dem Siegel der Verschwiegenheit Weitergegebene. Der Gedanke, den man für sich behält, ist mithin nicht so dicht nach außen abgeschlossen wie der, den man bei sich denkt, sondern verfügt über Öffnungsoptionen, die je nach Eigeninteresse nutzbar sind. Und er ist nachträglich, da er sich